Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 15 (1925)

Heft: 7

Artikel: Der Kunstmaler

Autor: Ryser, Hermann

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-635881

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 21.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Mutter ist tief erblaßt bei den Worten: „Ich habe ja die Kinder, Karl, ich brauche keine Abwechslung; Meta ist so verständig seit letztem Jahr."

„Es ist mir aber doch lieber, Hertha, du gehst; ich will nicht, daß mir meine Freunde wieder den Vorwurf machen: ‚Deine Frau führt ja das reine Klosterleben!'"

„Wie du willst", hat die Mutter gesagt und das feine Haupt gesenkt. (Schluß folgt.)

Der Kunstmaler.

Von Hermann Ryser.

Er ist ein Held. Oder muß ihm etwa nicht ein umfänglicher Mut zu Gebote stehen, wenn er mitten im Straßengewühl das Dreibein hinstellt und ungeachtet ganzer Horden tuschelnder Zuschauer Leinwände und Papierbogen mit Farben bedeckt? Ganz gewiß ist er ein Held, dessen Körper, im Gegensatz zu den gewöhnlichen Leuten, an Stelle der Nerven mit Baststricken oder Drahtseilen durchzogen ist. Wenn beispielsweise ich mich hinsetze, um ein einfaches Rechteck zu zeichnen und es stellt sich neben mir ein Zuschauer auf, dann befällt mich der blasse Tatterich und das Rechteck wird zum Kreis. Ganz anders der Malkünstler. Unbegreiflich, wie er da inmitten allerhand Volkes seine sieben Sachen aufbaut, die Palette belegt und im Nu das herrlichste Gemälde beisammen hat. Ja, es scheint fast, als wirke der lebende Halbkreis hingerissener und kritische Anmerkungen austauschender Kiebitze geradezu beruhigend auf ihn.

Es ist nun zwar so: Der Zuschauer in seiner urwüchsigen Unbefangenheit versteht in der Regel von der Malerei nichts. Den Beweis hiefür liefert allein schon der Umstand, daß er stets ein Bild entstehen zu sehen begehrt, das mit dem vom Maler auserkorenen Geländeausschnitt einige Aehnlichkeit besitzt. Aber fast stets wird er in seinen überspannten Erwartungen enttäuscht, denn die Farben und Formen der Natur, wie sie der einfache Mensch sieht, spiegeln sich in der Kristallseele des Künstlers völlig anders wieder. Der Kunstmaler sieht bekanntlich die Dinge überhaupt nicht, er empfindet sie. Er erlebt. Fühlt sich in das Straßenbild, die Fruchtschale, den Heustock und die brustbildheischende Dame. Empfindet dort pechige Schatten, wo die nichtmalenden Zeitgenossen Licht sehen, fühlt rund, wo es messerscharf kantig ist, wählt die wunderlichste Bläue, wo das Rot schreit und entwirft, durchschauert im Suchen nach neuen Ausdrucksmöglichkeiten saftiggrüne Mädchengesichter.

An einem trübseligen Wintermorgen stieß ich unversehens auf einen Malerjüngling, der sich eben abmühte, seine Blache auf dem Dreibein festzumachen. Eigentlich wollte ich vorbeigehn, aber der Junge litt es nicht. Er bat mich mit großem Anstand um Feuer und lud mich zum Verweilen ein, genau das Gegenteil von dem, wie ich's an seiner Stelle gewünscht hätte. So legte ich mich denn neben seinen Farbkasten in den Schnee und hörte zu, was er mir über das Verhältnis der Malerei zur Photographie zu sagen hatte. Es lag dieser Gesprächsgegenstand insofern nahe, als ich die Kamera mit hatte. „Vom Malerstandpunkt aus", erläuterte er mir, „ist die Photographie Lüge. Die Malerei ist ein seelischer Vorgang und die Knipserei ein mechanischer. Der Maler ist Darsteller und Beleber und der Lichtbildner Entsteller und Naturtöter." So prasselten seine Sinnsprüche wie Boxerstöße auf mich nieder und ich lauerte lange umsonst auf einen kleinen Zwischenraum in seiner Rede, wo ich ihn mit ebenso guten Schlagworten aus dem Sattel heben konnte. Denn die Photographie ist der Malerei wenigstens im Punkte der Schlagworte überlegen. —

Mittlerweile begann mich des Malers Tätigkeit zu fesseln. Schon das von ihm ausgewählte Motiv erforderte — um etwas daraus zu machen — ein gerüttelt Maß göttlicher Eingebung, hatte er es doch auf die künstlerische Erfassung des Polizeipostens abgesehen. Nie habe ich den Triumph der Malerei über die Photographie so schlagend empfunden. Farblos, in ausgemachter Flauheit, lag das Haus da und jede Körperlichkeit war vom Dämmerlicht verschluckt. Aber ich „sah" leider bloß, während der Jüngling „erlebte". Und was ich sah, war entweder grau oder weiß. Was jedoch der Pinseljunge an dickleibigen Farbenwürmern aus seinen Duben auf die Palette drückte, begann beim zarten Gelb, ging über leuchtenden Rötel und Grün und endete im Preußischblau.

Dann griff er auch schon nach einem achtungsgebietenden Borstenpinsel, warf einen bohrenden Blick auf das klägliche Motiv und rieb sich die für ihn einzig mögliche Farbenmischung. Von diesem Augenblick an war ich für ihn nicht mehr vorhanden und hütete mich ängstlich, seine aufgewühlte Seele durch überflüssige Zwischenrufe zu beeinflussen.

Am obern Blachenrand fing er an in fiebernder Eile zu tupfen und es entstand zu meinem höchsten Erstaunen ein Himmelsstück, das sich aus blauroten und grünen Klecksen zusammensetzte. Hierauf erlebte er das Haus und die Bäume. Wo ich kalte graue Mauern und Balken sah, pflanzte er grünen Mörtel und zinnobriges Holzwerk und sprenkelte in aufreizendsten Blautönen Baumkronen hin. Sämtliche Schattenstellen legte er in eigenartigen Tüpfelflächen an, die sich von Salamiquerschnitten in nichts unterschieden. Schwarz, grau und weiß vermied er streng und sein Schnee-Erleben schlug sich in einer berückenden Mischung von gelb und weinrot nieder.

Die Tüpfelarbeit ermüdete ihn offenbar. Er keuchte fortgesetzt und seine Flanken zuckten wie beim dämpfigen Roß. Auf seinen Gesichtszügen, die bald schmerzverzerrt oder himmlisch verklärt waren, verfolgte ich den gigantischen Kampf, den er im heißen Ringen um die endliche Wahrheit in seiner Seele ausfocht. Und nebenbei wuchtete er ab und zu wie ein Fußballer die ins Gesicht gerutschte Mähne über seinen Schädel zurück und ließ seine Augen schrittwechseln.

Je weiter seine innere Erkenntnis gedieh, umso freizügiger gestaltete sich seine Farbenwahl. Hatte er anfänglich rasch nacheinander den Pinsel getauscht, so hielt er bald einmal nichts mehr von dieser unnötigen Verzögerung. Er blieb also beim einen Borstenbesen und entwurmte damit seine ganze Palette. Es schien völlig in seinen Schöpfungsplan zu passen, daß dieser Pinsel jedesmal, wenn er Zinnober aufnehmen sollte, gleichzeitig auch ein wenig Malachitgrün und Delfterblau abbekam. Das Bild konnte dabei nur gewinnen.

Und plötzlich warf der Künstler sein Malgerät und sich selber in den Schnee und erklärte sein Werk als beendet und gelungen. Was blieb mir anders übrig als vor Scham die Augen zuzukneifen? Denn ich sah kein Bild, sondern bloß ein kindisches Tüpfelfeld auf der Leinwand. Aber ich mochte ihn keinen Blick tun lassen in die gähnende Leere meiner Seele, der das Erleben versagt war und lenkte mit Erfolg die Aufmerksamkeit des Malers auf meine nassen Rockschöße.

Als ich später einmal ahnungslos die Stadt beging, fand ich die Tüpfelblache leibhaftig ausgestellt. „Landsitz" hieß sie jetzt — und war bereits verkauft. Und da ich auch diesmal kein Haus und keinen Schnee, geschweige denn einen Landsitz erleben konnte, der ganze Polizeiposten vielmehr spurlos in einer zinnobrigen Sprenkelorgie untergegangen war, schloß ich auf allzu geringe innere Läuterung und schlich mich gesenkten Haupes hinweg.

Sinnspruch.

Die Wahrheit zu nennen — ist Spiel,
Die Wahrheit erkennen — ist viel;
Die Wahrheit zu sagen — ist schwer,
Die Wahrheit ertragen — ist mehr.